

Sonntagsgedanken

Brücken über Abgründe

Der Mensch kann nicht gut vom Menschen denken.

Kant.

Es gibt so vieles, worüber man einig werden kann, und da sollte man nicht zögern, einig zu sein.

Bismarck.

Wer auf die Stimme des Menschentums in sich hört, der vernimmt, daß sie vom Bruder redet. Aller Fortschritt der Welt beruht darauf, daß wir diese Stimme immer besser hören und darnach miteinander handeln.

Ragaz.

Zwischen Mensch und Mensch

„Von politischen Gegnern erschossen“. „Bestialisch ermordet“. So lesen wir's täglich in der Zeitung. Irgendwo kracht ein Schuß. Mit einem Wehlaut bricht ein Mann zusammen. Blut tritt über seine Lippen. Trotzdem fallen seine Gegner über ihn her. Das Wimmern um Gnade bringt nicht durch den Haspanzer, der sich um ihre Herzen gelegt hat. Harte Fäuste schlagen in das verzerrte Gesicht. Bis der Tod ihn ihrem Haß entrückt. Tagtäglich wiederholt sich dieses fürchterliche in unserem Volk! Das Blut vieler Hunderter, die von ihren Brüdern erschlagen wurden, schreit zum Himmel.

Wohl, es sind unter uns starke Kräfte am Werk, um ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Mensch zu schaffen, ein Verhältnis der Gerechtigkeit und der brüderlichen, blutigen Verbundenheit. Wir tragen eine tiefe Sehnsucht in uns, aus der Vereinzelung herauszukommen und wieder den Bruder, die Gemeinde, das Volk zu gewinnen. Aber dann knallt auf der einsamen, mächtigen Straße ein Schuß und fällt einen Menschen. Diese politischen Mordtaten sind ein Fanal, sind zuckende Blitze, die das schauerliche Chaos der Geister erhellen und uns die Wirklichkeit zeigen: daß unser Verhältnis von Mensch zu Mensch entscheidend gestört ist. An tausend Einzelheiten unserer Zeit wird diese Störung sichtbar. In grauigster Weise vielleicht an jenem Feuerüberfall, der im Ruhrgebiet auf den Leichenzug eines ermordeten SA-Manns verübt wurde und neben vielen Verletzten einen weiteren Toten kostete.

Die Zeichen stehen auf Sturm. Die einfachsten Bande zwischen den Menschen drohen zu reißen. Es ist Zeit, daß wir uns wieder auf uns besinnen und auf das Du und auf die Grundlagen alles menschlichen Zusammenlebens. Wir müssen im andern wieder den Menschen sehen. Und als Christen sehen wir in ihm noch mehr: ein Geschöpf Gottes. Er ist uns von Gott aufgetragen. Auch wenn er in einem andern politischen Lager steht! Wir haben die Verantwortung für ihn. Wir können sie nicht von uns werfen. Wir müssen nach Wegen suchen, die zum Gegner führen, mögen sie auch durch viel Dornengebüsch hindurchgehen. Am Ende unseres Kampfes darf nicht der Mord stehen, sondern das heiße Ringen um die Seele des andern. Es ist ein Ringen, das letztlich nur dann zum Siege führt, wenn es aus der Liebe geschieht. Nur ein Beispiel sei dafür genannt. Wurde das kürzlich in einem Berliner Krankenhaus einer eingekerkert, bei einem politischen Überfall verwundet, Lungenschuß. Er droht zu verbluten. Eine Transfusion ist nötig. Aber woher das Blut nehmen? Da liegt in einem andern Saal ein politischer Gegner, ein junger Mensch mit einem Armbruch. Er wird gefragt: „Für einen solchen soll ich mich anzapfen lassen? — Wenn's gar keinen andern gibt, na, dann will ich ihn auch nicht krepiere lassen.“ So rettete er ihm das Leben mit seinem Blut. Der Mensch hat über den Fanatiker gesiegt. Und vielleicht — hat er auch über seinen Gegner gesiegt. Ohne Worte, ohne Kampf und Haß, allein durch sein Blut und seine Menschlichkeit. Könnten wir nicht aus diesem kleinen Fall im Berliner Krankenhaus sehr viel lernen?

K. H.

Politische Wochenrundschau

Württemberg hat eine schwere Reise hinter sich. Wie ein Blitz aus einem allerdings schon nicht mehr ganz heiteren Himmel kam die Nachricht, daß der Reichsinnenminister einem Reichskommissar die Polizeigewalt in Württemberg übertragen und als Beauftragten den Reichstagsabgeordneten und Kapitänleutnant a. D. von Jagow ernannt habe. Sollte dieser Schritt der Anfang vom Ende der staatlichen Selbständigkeit Württembergs sein, sollte dem Reichspolizeikommissar der Reichsverwaltungskommissar folgen? Nahe genug scheint eine solche Entscheidung gelegen zu haben. In München wurde im Rat der Führer der NSDAP, zu dem Reichstanzler Hitler selbst erschienen war, über die Frage der Regierungsbildung in Bayern, Württemberg und Baden verhandelt. Während die Lösung in Bayern heute noch in der Schwebe ist und frühestens am Samstag zu erwarten sein dürfte, ist es den Vertretern aus Württemberg nach mehrtägigen hartnäckigen Verhandlungen gegen einen anscheinend starken Widerstand gelungen, die Ministerregulierung und damit die verfassungsmäßige Tätigkeit des Landtags wie den Landtag überhaupt zu retten, und zur entscheidenden Landtagsitzung, die am 11. und 13. März verboten worden war, konnte Präsident Mergenthaler nunmehr am Mittwoch, den 15. März, die Abgeordneten zur Neuwahl des Staatspräsidenten zusammenrufen. Mit der großen Mehrheit von 36 gegen 13 Stimmen bei Stimmenthaltung des Zentrums und der Demokraten (zusammen 19 Stimmen), wurde Abg. Murr, der Gauleiter der NSDAP, an die Spitze des württembergischen Staatswesens gestellt. Der neue Staatspräsident, der das Innen- und das Wirtschaftsministerium selbst übernahm, ernannte darauf den bisherigen Landtagspräsidenten, Professor Mergenthaler, zum Kult- und Justizminister und den bisherigen bewährten Leiter des Finanzwesens, Dr. Dehlinger (deutschnational), zum Finanzminister, als seinen Stellvertreter den Minister Mergenthaler. Außerdem wurde Abg. Hirtzel (deutschnational) zum ehrenamtlichen Staatsrat mit beratender Stimme im Staatsministerium ernannt. Mit sehr großer Mehrheit wählte der Landtag sodann noch den Abgeordneten Rechtsanwalt Dr. Jonathan Schmid-Beonberg zum Landtagspräsidenten.

Das württembergische Staatsministerium besteht sonach nur noch aus drei statt bisher fünf Fachministern, und das ist für unsere Verhältnisse auch genug, sowie einem ehrenamtlichen, also unbefohlenen Staatsrat. Inwieweit diese Vereinfachung sich auch auf die Zusammenlegung der einzelnen Ministerien auswirken wird, bleibt abzuwarten. Eine größere Abhängigkeit der württembergischen Verwaltung von der zentralen Reichsgewalt als bisher wird für Württemberg wie für alle süd- und mitteldeutschen Länder nicht mehr abwendbar sein, aber wir dürfen froh sein, daß wir nach der unvorsichtigen Attitüde der süddeutschen Länder gegen das Reich im Preußenstreit in bezug auf unsere bundesstaatliche Selbständigkeit immerhin noch mit einem mächtig blauen Auge davongekommen sind — zur Durchführung des nationalen Einheitsstaats hätte nicht mehr viel gefehlt. Halten wir, was wir noch haben, fest; das beste Mittel dafür wird sein, daß wir Süddeutschen treu zum Reich stehen. Es darf keine Mainlinie und keine Drohung mit 1896 mehr geben.

Mit der Anordnung, am Volkstrauertag vom 12. März auf den öffentlichen Gebäuden in unserm Reich die schwarzweißrote Fahne zu hissen, hat die Reichsregierung das Gedenken an die im Weltkrieg gefallenen Volksgenossen unter das Symbol des alten einzigen Reichs gestellt. Welchen Anklang das in weiten Kreisen der Bevölkerung gefunden hat, bezogte der reiche Flaggenschmuck, namentlich an Privatgebäuden. Ein Flaggenerlaß des Reichspräsidenten bestimmte, daß bis zur bevorstehenden Neuordnung der Reichsfarben die öffentlichen Gebäude im ganzen Reich neben der roten Kreuzfahne Schwarzweißrot zu flagen haben. Die Neuordnung ist nicht ohne formalrechtliche Änderung der Reichsverfassung durchzuführen, aber es ist kein Zweifel, daß die eine Fahne die schwarzweißrote sein muß, die auch in den vergangenen 14

Jahren eine stärkere Symbolkraft behalten hat, als die schwarzrotgoldene Fahne sie je erhalten hat. Wertwärtig, Schwarz-Rot-Gold war einst das Reichsbanner Bismarck's, also kaiserlich. Die Demokraten von 1848 wählten die Farben im Gegensatz zur Monarchie. Die schwarzrotgoldene Fahne blieb aber eine Angelegenheit der Behörden und der Parteien; zu einer Angelegenheit des Volks ist sie niemals geworden. Die Farben Schwarz-Weiß-Rot dagegen sind trotz aller staatspolitischen Wandlungen im Gedächtnis des Volks lebendig geblieben als das Symbol des einigen, großen und mächtigen Reichs, unter dem das deutsche Volk aller Stände und Schichten vier Jahre hindurch den Heimatboden verteidigt hat. Es war ein schwerer Irrtum der Umwälzung von 1918, daß sie dieses Symbol abschaffen zu können glaubte, und dieser Irrtum hat sicherlich zum Untergang der Demokratischen Partei nicht wenig beigetragen. Andererseits zeugt es von einem — man möchte sagen: feinen Instinkt Adolf Hitlers für die deutsche Volksseele, daß er für seine Fahne der „nationalen Revolution“ die alten Reichsfarben wählte.

Inzwischen hat der Reichspräsident auch für die Wehrmacht neue Anordnungen bezüglich der Reichsfarben getroffen. Die schwarz-rot-goldenen Farben werden allenthalben ausgemerzt und die alten Farben in ihr Recht eingesetzt, vor allem wird in der Marineflagge die schwarz-rot-goldene Bösch, die sonderbarerweise seinerzeit in die von der alten Marine übernommene Marineflagge eingesetzt wurde und die die prächtige Farbenwirkung dieser Flagge so sehr störte, entfernt und dafür das sinnvolle und historisch so bedeutungsvolle Eisenerz Kreuz eingesetzt. Bereits am Donnerstag, also einen Tag nach dem Erlaß, wurde auf sämtlichen Schiffen der deutschen Marine bei einer Flottenparade die neue Flagge gehißt. Die Kokarden der Dienststellen werden beim Heer durchweg, bei der Reichsbahn und der Reichspost vorläufig in größerem Umfang die schwarz-weiß-rotten Farben zeigen. Es ist somit wohl als sicher anzunehmen, daß die schwarz-rot-goldenen Farben ganz fallen gelassen werden.

Im übrigen hat sich die nationale Revolution im Reich überraschend schnell und in voller Ordnung vollzogen. Wo vereinzelt im Ueberflur junger Leute Ausschreitungen vorkamen, hat Reichstanzler Hitler selbst mit einem Aufruf eingegriffen — und der Spuk war bald vorbei. Von großer Bedeutung ist die dieser Tage erfolgte Erdringung eines Reichspropagandaministeriums, das dem Propagandaleiter der NSDAP, Dr. Goebbels, übertragen wurde. In einer Pressebesprechung legte der neue Reichsminister für Volksaufklärung dar, wie er seine Aufgabe auffasse. Es handle sich darum, die Menschen für die Absichten zu gewinnen; sie sollen ideenmäßig einsehen, daß alles, „was die Regierung anordnet, nicht nur hingenommen werden muß, sondern auch hingenommen werden kann, und daß es zwecklos ist, gegenüber dieser Regierung in eine gemäßigtere oder offene Opposition zu treten“. Das Modernste werde gerade gut genug sein; moderne Volkshelfer müssen moderne Volkshörner sein. Fünf Gebiete vor allem betrachtet der Reichsminister als sein Arbeitsfeld. Der Rundfunk soll dem Zeitgeist Rechnung tragen, ohne Ruff und Ruckerei; er soll sich seiner nationalen Verantwortlichkeit bewußt sein. Die Presse wird nicht nur Nachrichten, sondern auch Anweisungen vom Ministerium erhalten; sie soll ein „Klaxier“ sein, auf dem die Regierung ungehindert spielen kann. Die aktive Propaganda soll einfach, wichtig sein, so daß auch der einfache Mann alles verstehen kann. Die Abteilung für Theater und Film wird sich auf die Reichsaufgaben beschränken; Theater und Film sollen künftig aber auch die umwälzenden Ereignisse künstlerisch erfassen. Die Volkserziehung soll einen einheitlichen Nationalgeist ins Volk tragen, so daß das Volk einheitlich zu denken lerne und sich der neuen Regierung mit seiner ganzen Sympathie zur Verfügung stellen könne.

Die Abrüstungskonferenz droht an den Forderungen Frankreichs, die ebenso viel feige Furcht wie schlechtes Gewissen verraten, in die Brüche zu gehen. England möchte sie aber unter allen Umständen retten, teils im eigenen finanziellen und machtpolitischen Interesse, teils um Europa, dem Völkerbund und nicht zum wenigsten Eng-

Jugend unterm Hammer

Zeitroman von Helmut Messerschmidt

Urheber-Rechtsschutz für die deutsche Ausgabe:

Drei Quellen-Verlag, Königsbrunn (Sa.)

4. Freizügung

Kochbuch verboten.

„Geburtsort?“

„Effen-Ruhr.“

„Was sind sie von Beruf?“

„Bergmann“, antwortete der junge Lehrer.

„Wo kommen Sie jetzt her?“

„Von Riesa.“

„Und wohin wollen Sie morgen?“

„Nach Großenhain.“

Der Beamte machte sorgfältig seine Eintragung in Bredenkamps Wanderbuch und drückte seinen Stempel darauf. Dann erhob er sich.

„Wieviel Geld haben Sie bei sich?“

„Gar nichts.“

„Taschen auspacken!“

Bredenkamp breitete alles auf den Tisch, was er bei sich trug: Kamm, Spiegel und Rasierapparat, Schnürsenkel, Taschentuch und Bleistift, Goethes „Faust“ und die Briefe von Hanna und der Mutter, einen Kragen und eine Kravatte, Knöpfe, Nadel und Zwirn.

„Ist das alles?“

„Ja.“

„Machen Sie mal die Dopper offen!“

„Bitte.“

Bredenkamp ließ es ruhig geschehen, daß der Beamte in alle Taschen griff. Das kam oft vor und machte ihm schon längst nichts mehr aus.

„Was haben Sie denn da für ein Paket?“

„Weihnachtspaket von Mutter. Sehen Sie hier, eben frisch von der Post, noch nicht geöffnet. Hier ist der Abschnitt der Paketkarte.“

„Danke.“

Jetzt kam Theo Strötgen an die Reihe.

Als auch das vorüber war, erhielten sie Schlafmarken für das Wandererheim und konnten gehen.

Als sie dort ankamen, fielen sie zuerst über die Pakete her. Lauter gute Sachen und allerlei wärmendes Zeug.

Und Briefe.

Plötzlich sprang Bredenkamp auf, stand mit hängenden Armen vor seinem Wanderkameraden. War kreidebleich.

„Heini — was ist...?“

„Hanna... schreibt... im Frühjahr... wird das Gut... zwangsversteigert...“

„Heini! Das ist doch nicht...“

„Da — lies!“

Wirklich, da stand:

... es ist ja nicht recht von mir, daß ich Dir das jetzt gerade zum Fest schreibe, aber ich habe es selber soeben erfahren und kann es Dir nicht verheimlichen. Der Termin ist im März. Ich bin ganz untröstlich...“

Bredenkamp wankte hinaus.

Strötgen ließ ihn laufen. Er fühlte, daß der Freund ihn jetzt nicht brauchen konnte.

Nach mehr als einer Stunde kam Bredenkamp wieder.

Müde und apathisch sah er am Tische, während einige Wanderburschen und der Herbergsvater ein Weihnachtsbäumchen aufstellten und es mit buntem Schmuck behingen.

Gegen Abend erschienen etliche Herren aus der Stadt. Der Bürgermeister, der Pfarrer und ein paar Stadträte.

Der Bürgermeister hielt eine Ansprache.

Bei diesem Fest der Freude und der Liebe, sagte er, solle sich alles freuen und wolle man derer nicht vergessen, denen kein eigenes Weihnachtslicht brenne. Die Einwohner der Stadt seien zwar durchweg selber in Not, aber dennoch sei gesammelt worden, und manche Spende sei für die Heimatlosen erübrigt worden. Das sollten die Wanderer nehmen und so ihren Anteil an der großen, allgemeinen Festfreude haben.

Der Pfarrer erinnerte an Jugendzeit und Heimat, an Glück und Freude und lenkte den Blick und die Herzen zur ewigen Heimat, zum gemeinsamen Ziel aller, ob sie wanderten von Ort zu Ort über die Landstraßen oder ob sie gingen durch ein enges, berufsgebundenes Bürgerleben.

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ fangen die Herren gemeinsam mit den abgerissenen Wanderern beim Licht der Weihnachtskerzen.

Dann wurden die Wanderer an einen Gabentisch geführt, auf dem Taschentücher, Socken und Mützen für sie bereitlagen.

Zur Nacht gab es ein warmes Abendessen.

Wie lange hatten sie nichts Warmes mehr genossen! Bredenkamp machte alles mit, aber ohne jede innere Anteilnahme.

Als sie abends auf den Strohsack trochen, sagte er einbringlich zu Theo Strötgen:

„März... bis März müssen wir es geschafft haben, sonst...“

(Fortsetzung folgt.)

